

Ev.-Luth. Gemeinde-Blatt.

Organ der Allg. Ev.-Luth. Synode von Wisconsin, Minnesota, Michigan u. a. St.

Redigiert von einem Komitee.

Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme. Offbg. 3, 11.

Jahrg. 45. No. 6.

Milwaukee, Wis., 15 März 1910.

Auf. No 1099

Inhalt: Passionsbekenntnis. — Gethsemane. — Würdige Verei-
tung zum Sakrament des hl. Abendmahls. — Wie zwei in einer
Nacht kurtiert wurden. — Aus der Kirchengeschichte. — Die Ge-
fährlichkeit der „Christian Science“. — Aus unserer Zeit. — Aus
der Mission. — Die Taufe — O Lamm Gottes, unschuldig. — Schu-
len und Anstalten. — Kirchliche Nachrichten. — Aus unsern Ge-
meinden. — Anzeigen. — Anntungen. — Büchertisch.

Passionsbekenntnis.

Unsre große Sünde
Und schwere Missetat
Jesus, den wahren Gottesohn,
Ans Kreuz geschlagen hat.

Drum wir dich, armer Judas,
Dazu der Juden Schar
Nicht feindlich dürfen scheitern,
Die Schuld ist unser für wahr!

Gethsemane.

Eine Lektion, die wir aus dem Leiden Christi in Gethsemane lernen, ist, daß wir Genossen seiner Leiden werden müssen. Jesus nimmt drei seiner Jünger mit sich, die sehen seine tiefe Erniedrigung: sein Bittern und Zagen, sein Ringen mit dem Tode. Jetzt verstanden sie dies Leiden noch nicht, sie fielen vielmehr in Anfechtung: sie ärgerten sich an ihrem zitternden und zagenden Heilande. Als sie aber später auch dies Leiden verstehen lernten, lernten sie auch die Lektion, die ihnen Jesus erteilen wollte. Und die bestand allerdings vor allem in dem Troste, daß er für sie gezittert und gezagt, aber dann als Frucht dessen auch darin, daß sie Genossen seiner Leiden wurden. Petrus und die andern Apostel drückten dies dem Hohenrat gegenüber mit den Worten aus: „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben“, und Paulus mit den Worten: „Die Liebe Christi dringet uns also“. So oft der Kelch der Leiden, die sie um des Evangeliums willen ausstehen mußten, ihnen zu bitter werden wollte, so oft wurden sie auch wieder durch die Liebe Christi zu den Sündern, die auch in ihren Herzen brannte, freudig, ihn zu trinken. Das hatten sie von dem um die Sünde und für die Sünder zitternden und zagenden Heilande gelernt. Sei in

Gethsemane wurde auch ihr Gethsemane, nicht im Stellvertreten und Büßen wie bei ihm, aber im Tragen, Lehren und in der Fürbitte.

So muß auch dem Christen sein Kämmerlein immer wieder zum Gethsemane werden. Die Liebe, die den Heiland an der Sünder Statt zittern und zagen und blutigen Todesschweiß schwitzen machte, muß auch in des Christen Herzen nicht nur wohnen, sondern brennen: die Liebe zu den irrenden und schwachen Brüdern, die Liebe zu den verlorenen Menschen. Darum sage ich: unser Kämmerlein muß uns immer wieder zum Gethsemane werden, wo uns das Weh, der Schmerz über den Jammer der Sünder ergreift und das Grauen vor ihrem Schicksal und wo wir ihre Last tragen, nicht stellvertretend und stöhnend wie der Heiland, aber trauernd und zitternd wie er und in brünstiger Fürbitte. Dem Vater und der Mutter muß das so gehen für ihre Kinder, dem Seelsorger für seine Gemeindeglieder, dem Christen für seine Mitchristen und die draußen sind.

Jesus reißt sich freilich einen Steinwurf weit von seinen Jüngern weg. Sie sehen nicht viel von seinem schweren Leiden. Sie sitzen nur gleichsam am Ufer und sehen die Wogen herantoben; das tiefe Meer des Leidens ermessen sie nicht. Dazu schlafen sie noch.

Wer kann es ermessen, was der Heiland durchkostet hat? Wer kann seine Liebe nachempfinden? Die unsre bleibt doch nur ein schwacher Abganz seiner Liebe, ein kleines glimmerndes Feuerchen gegen seine Liebesglut. Aber sie darf nicht fehlen. Sie muß bei uns sein, ja brennen. Wir müssen brünstig lieben lernen. Das ist besonders in unsern Tagen not. Die Bruderliebe, die Liebe zu den Verlorenen, wo ist sie? Der Hochmut, das Besserseinwollen, das Verachten der Armen handeln auch: strafen, ermahnen u. s. w., aber wie?! Der Phariseer findet das rechte Wort und rechte Handeln nicht. Er verderbt nur. Er ist ein blinder Blindenleiter. Die Liebe ist not, die der Irrenden und Verlorenen sich annimmt, die ihre Last trägt wie die eigene voll Weh und Schmerz, voll Angst um die Seele, die liebend strafft, warnt, tröstet, bessert, duldet, trägt, hofft.

Zünde das Feuer deiner Liebe immer wieder an Christi Liebe zu dir und allen Sündern an. Geh fleißig nach Gethsemane und versenke dich in das Geheimnis des trauernden, zitternden und zagenden Heilandes.

S. Br.

Würdige Bereitung zum Sakrament des heil. Abendmahls.

Ein Mensch, der zum hochwürdigen Sakrament gehen will, muß Gott, dem Allmächtigen, eine leere, ledige und hungriige Seele opfern, das ist, er muß sich voll vieler Übel, Lasten, Sünde und Krankheit der Seele bekennen; wie er denn in Wahrheit ist, wenn er es gleich nicht empfindet. Darum ist das die allerbeste Geschicklichkeit, wenn der Mensch am übelsten geschickt ist; und wiederum ist der Mensch nimmer nicht zu dem hochwürdigen Sakrament ungeschickter, denn wenn er am geschicktesten ist. Welches also soll verstanden werden: wenn der Mensch sich ganz unselig, arm und gnadenbedürftig empfindet, in demselben und damit ist er der Gnade Gottes empfänglich und aufs geschickteste dazu.

Es soll auch ein Mensch sich mehr denn vor dem Tode und der Hölle fürchten, daß er ja nimmer nicht zu dem Sakrament mit dieser Meinung gehe, daß er sich lasse bedürken, er sei würdig und also wolle er Gott ein reines Herz bringen; welches ein Mensch vielmehr bei dem Sakrament soll suchen und erlangen. Denn dies ist ein starker und unzertrennlicher Spruch unsers Seligmachers, Matth. 9, 12: „Die Gesunden bedürfen keines Arztes, sondern allein die Kranken.“ Denn eben wie er vorzeiten nicht ist kommen, die gerechten Menschen zu erfordern: also kommt er auch nachmals und jegund nicht, die Gerechten, sondern die Ungerechten und Sünder zu erfordern zu der Buße. Er ist dein Gott und bedarf deiner Güter nicht; sondern er ist seiner Güter milde gegen dich und kommt zu dir in der Meinung, dir seine Güter zu geben.

Es ist auch ein großer und schädlicher Irrtum, daß ein Mensch in diesem Vertrauen zu dem Sakrament geht, daß er gebeichtet habe und keine Todssünde mehr auf sich wisse, daß er sein Gebet zuvor gesprochen und andere Bereitung gebraucht habe. Denn die in solcher Meinung zu dem Sakrament gehen, die essen und trinken sich alle das Gericht und Urteil. Denn sie werden durch berührte Mittel alle nicht rein und würdig, sondern werden durch dasselbige Vertrauen der Reinigkeit viel unreiner und beslecker. Die Menschen werden durch kein ander Mittel rein, denn durch den Glauben.

Derhalben allein der Glaube ist die allerhöchste und allernächste Bereitung; und diese macht auch den Menschen wahrhaftiglich rein und würdig. Denn der Glaube verläßt und steuert (stüßt) sich nicht auf unsere Werke oder Vermögen, sondern auf das allerreinste, allergütigste und allerstärkste Wort Christi, unsers lieben Herrn und Seligmachers, der da gesagt hat Matth. 11, 28: „Alle, die ihr arbeitet und beschwert seid, kommt zu mir, und ich will euch laden und erlösen“; und abermals Matth. 5, 6: „Selig sind die Men-

schen, die da hungrig und durstig sind nach der Gerechtigkeit.“ Denn der Glaube, der da rechtfertigt, macht rein und würdig, wie Apost. 15, 9 steht: „durch den Glauben ihre Herzen rein machend.“ Es sei um deine Reue und wahrhaftige oder falsche Buße, wie es wolle, so wende am meisten Fleiß darauf, daß du in dem Vertrauen obberührter Worte Christi, unsers lieben Herrn, zu dem Sakrament gehst.

Wenn aber der Mensch empfindet, daß er weder eine ledige, hungriige und durstige Seele Gott opfere, noch mit einem geringen Glauben zu dem Sakrament gehe oder solches geringsam zu tun vermöge (wie sich denn der Mensch in der Wahrheit empfinden wird, wenn er sich selbst wird prüfen): alsdann soll sich der Mensch nicht schämen noch fürchten, also zu bitten, wie die heiligen Apostel getan haben Luk. 17, 5: „O Herr, mehre uns den Glauben!“ und wie der Vater des besseren Menschen, Mark. 9, 24, sprach: „O Herr, komme meinem Unglauben zu Hilfe!“ Alsdann soll der Mensch in sein Kämmerlein gehen und zu dem himmlischen Vater also beten:

Mein Herr Jesu Christe, siehe an meine Unseligkeit, Elend und Dürftigkeit: ich bin durstig und arm, und dennoch so verdrossen zu dieser deiner Arznei, daß ich mich auch nach den Reichthümern deiner Gnade nicht sehne. Derhalben, o mein Herr, entzünde in mir die Begierde (nach) deiner Gnaden und den Glauben (zu) deiner Zusage, damit ich dich, meinen allerfrömmsten und allergütigsten Gott, nicht beleidige durch meinen verkehrten Unglauben und Faulheit! Und mit solchem Vertrauen in die göttliche Barmherzigkeit und in der Furcht seiner selbst und eigener Untüchtigkeit und Unwürde soll der Mensch zu dem Sakrament gehen.

(Nus einer Predigt Luthers am Gründonnerstag 1518.)

Wie zwei in einer Nacht kuriert wurden.

Von E. Frommel.

(Fortsetzung.)

Als die ersten Tage und Wochen vorüber waren und die Elisabeth alle ihre Schätze angesehen und die Gewatterinnen alle Besuch gemacht hatten, da fing ein so sonderbares Lüfflein an zu wehen und der Storchenpeter kam ihr doch manchmal recht eigensinnig vor und gar nicht so gutmütig, wie er aussah. Hätte sie nur in ihrer Hochzeitsbibel Bescheid gewußt, so würde sie drin an einem Ortlein etwas gefunden haben auch von „wunderlichen“ Herren, denen man auch gehorsam zu sein schuldig sei. Denn den gütigen und gelinden folgen, das ist kein Gegenwerk. Aber so lag die Hochzeitsbibel mit den großen Spangen oben auf dem Sims und schaute von oben herunter auf die Elisabeth, als wollte sie sagen: „Wenn du wüßtest, was ich weiß, dann wär' dir geholfen.“ Aber die Elisabeth ging statt zum

Schmied zum Schmiedlein, und statt zum Arzt zum Quack-salber, d. h. sie ging zu einer alten Base aus ihrer Mutter Verwandtschaft und klagte da ihre Not. Aber bei der alten Base traf das Wörtlein ein: „Alter schilt vor Torheit nicht.“ Statt als ordentliche Base der Elisabeth den Besen aus der Hand zu nehmen und den Stiel umzukehren und sie gehörig zu fegen, sagte sie: „Ei, Elisabeth, du bist jetzt nicht mehr des Lindenbauers Elisabeth, sondern des Storchenpeters eheliche Frau und mußt dir nichts gefallen lassen. Hat er seinen Kopf, so hast du deinen auch, und einer ist den andern wert. Hart wider hart, so geht's durch. Gib einmal acht, ob er nicht nachgibt, wenn du dich hinsetzt und wechselst einmal dein Angesicht; da wird er sagen: „Elisabeth, es tut mir leid, und 's war nicht so böse gemeint als es aussieht.“ — Das war das Pflaster, das die Base der Elisabeth verriet, und sie dachte im Heimweg: „Das war doch geschick von dir, daß du zu der Base gegangen bist, die hat den Nagel auf den Kopf getroffen.“ — Aber daß dieser Nagel ihr bis ins Herz gehen sollte, das dachte die Elisabeth nicht. Als darum der Storchenpeter wieder bei der nächsten Gelegenheit dreieckig war, da tat sie auch den Mund auf und sagte: „Das versteh' ich aber besser als du und laß mir's nicht ausreden.“ Der Storchenpeter war wie aus den Wolken gefallen und traute seinen Ohren nicht, die sanfte Elisabeth so reden zu hören. Und weil er nicht gleich darauf losbrach, dachte sie: „Siehst du, das hat gut getan; die Base hat recht.“ Aber der Storchenpeter schwieg und ging zur Tür hinaus. Es gibt so ein Schweigen, das ist schlimmer als Reden, und ist nicht anders, als wenn's stille wird vor dem Gewitter und die Wolken sich langsam zusammenziehen, bis es loswettert mit Blitz, Donner und Hagel. Aber am Abend blickte er finster drein und sprach wenig und die Elisabeth auch wenig und die „gute Nacht“, die sie sich wünschten, war affkurat so kalt, wie die Januarnacht draußen, nämlich 17 Grad Kälte. — Das war das erste Mal.

Aber einmal ist auch da nicht keinmal, und wenn der Reif die Blüten trifft, so ist das auch genug für einmal. Kinder bekamen sie keine; denn über den Kindlein wird man auch wieder einig, weil sie allen beiden gehören und ist so ein Kindlein nichts anderes als wie eine Brücke, die von einem Herzen zum andern geschlagen ist, darauf die Liebe herüber und hinüberwandelt. Und der rechte dritte zu „den Zween“ kam auch nicht, und sie mußten die Hochzeitsreise allein fortsetzen, die immer schwieriger ward.

Bei dem erstemal recht haben blieb's nicht, und das zweitemal wollte der Storchenpeter recht haben und meinte, er sei jetzt dran, recht zu haben, und weil hart wider hart kam, wie Feuerstein und Stahl, so blieben die Funken nicht aus. Keines wollte Abbitte tun und jedes recht behalten, der Storchenpeter, weil er der Mann sei, und die Elisabeth, weil sie die Frau sei, und da blieb's immer auf dem Gleichen. Das war denn ein täglicher Krieg und der Storchenpeter dachte, wenn er seine stattlichen Pferde ansah und die vollen Scheuern: „Was nützt mich das alles, und was nützt mich mein Elfer und mein Bierunddreißiger, wenn ich alle

Tage ihn mit Kruger schlucken muß;“ — und die Elisabeth dachte: „Was nützt mich all das Weißzeug und der große Schrank, wenn der Mann so trotzig ist“ und weinte oft im stillen, wenn sie an die Zeit dachte, wo sie noch mit ihren zehn Geschwistern dem Vater die Füße unter den Tisch streckte und nach der Schule das diegestrichene Käsebrod aß und sich morgens am Brunnen pudelte. „Dazumal warst du arm und bist jetzt doch noch ärmer als vorher.“ Gab's auch zwischendrein einmal Waffenstillstand, etwa an Ostern, wenn's zum Abendmahl ging, oder sonst an einem hohen Festtag, so war eben doch gewöhnlich Krieg. Und das war der böse Geist, der im Hause umging, von dem ich oben berichtet, und darum auch der geneigte Leser den Hof nicht hätte haben wollen, wenn er die Storchenpetersche Mitgift hätte dazu gekriegt. Derweilen war die Zeit verstrichen, wo die beiden hätten flug werden können, nämlich das vierzigste Jahr, wo den Schwaben der Knopf bricht. Denn wenn sie da nicht geschent werden, bleiben sie gerade so dumm wie andere Bewohner des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Der Storchenpeter war seine 47 alt und die Elisabeth drei Jahre jünger und es verschlugen in diesem Alter bekanntlich ein paar Jährlein nimmer viel. Der Kruger und die Friedlosigkeit machen keinen Menschen schön, absonderlich die Weiber nicht, darum auch Sirach von dem bösen Weibe jagt: „Wenn sie böse wird, verstellt sie ihre Gebärde und wird so scheußlich wie ein Saß,“ worin derselbe nicht übel porträtiert hat. Die sanften Augen der Elisabeth waren fort, und die roten Wangen wie Milch und Blut auch, und sie sah so hager und gelb drein wie eine Weipe, und der Storchenpeter hatte was Wildes im Ausdruck bekommen, und es schon hundertmal und mehr bereut, daß er die Rußbäuerin geheiratet hätte. — Da kam der Andreastag, draußen tobte der Novembersturm und warf den Regen in Schauern an die Fenster, und aus dem Ofen fuhr dann und wann die Flamme unheimlich züngelnd heraus. Die beiden saßen einander gegenüber. Es sollte Jahrmarkt sein in der Stadt, und die Elisabeth wollte sich einen seidenen Rock kaufen. Raun hatte sie das gesagt, da war's gerade, wie wenn der Zunder in eine Pulvertonne gefahren wäre, und der Storchenpeter sprang auf und schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie:

„Und ich sag' dir noch einmal, so wahr ich Storchenpeter heiße, das läßt du bleiben. Keinen Schritt gehe ich mit dir aus dem Hause, wenn du den seidenen Fahren anhaßt. Du hast's nötig, Staat zu machen. Wenn das deine Mutter wüßte, die tät sich im Grab herum drehen. Die war froh, wenn sie für euch elf Mäuler zu essen hatte und jedem ein halb neu Kleid hat geben können.“

„Was sagst du,“ rief die Elisabeth, „schmeißt mir auch noch meine Mutter aus dem Grab vor! Dem Lindenbauer seine Kinder sind zwar arm, aber Lumpen sind wir darum nicht gewesen, und du brauchst mir meine Armut nicht vorzuwerfen. Wenn du eine Reichere hättest haben wollen, so hättest du sie nehmen können, und des Lindenbauers Elisabeth hätte auch noch einen Mann bekommen und noch einen bef-

fern, als du bist — aber so“ — da konnte sie nicht mehr weiter, denn der Husten nahm ihr das Wort weg.

„Wenn du nur ersticken tät'st mit deinem bösen Mundstück,“ schrie der Storchpeter, „dann geschäh' dir und mir ein guter Tag.“ — Sie blieb ihm nichts schuldig und murmelte so was nicht in ihren Bart, aber wohl in ihren Husten, und damit hatte das Nachtessen ein Ende; jedes suchte die Tür und das eine ging da und das andere dort hinaus und jedes schlug die Tür ärger zu als das andere und doch war die Tür ganz unbeteiligt. — Sonst hatte es wohl auch Schläge gegeben, aber heute Abend war jedes zu erbittert, daß beiden die Schläge für einen solchen Schimpf nicht nobel genug vorkamen und jedes auf andere Rache sann. — Draußen heulte der Sturm und drinnen im Herzen der beiden auch.

Von alters her hat die Andreasnacht etwas auf sich, und alte Schäfer und Totengräber wissen noch heutigen Tages zu sagen, daß sich in ihr allerhand Dinge ereignen lassen. Denn der Aberglaube sitzt den Leuten gemeiniglich tiefer in den Knochen als der Glaube, und etwas glauben muß der Mensch und tut es auch, und wenn er dem lebendigen Gott und seinem Wort nicht glauben will, so muß er eben alten Weibern und törichten Fabeln glauben. Der geneigte Leser mag nur selber einmal die Probe machen. So ging's den Storchpetersleuten auch; beide dachten an die Andreasnacht und beide wären gern einander losgewesen und hätte jedes gerne gewußt, ob nicht das andere stirbe, und da kam ihnen gerade der Andreas gelegen. Denn wer sich in dieser Nacht an den Kreuzweg oder an die Kirchthüre um Mitternacht stellt, kann die Leute in die Kirche gehen sehen, die im kommenden Jahre sterben, — das wußten die zwei und die Waise hatte es der Elisabeth früher eingeschärft, sie solle nur diese Nacht nicht überschlagen. Und doch hatte es der Elisabeth gegraust, nach dem Tode ihres Mannes zu forschen, aber jetzt war sie so erbittert, daß, als sie nach dem Streit am Abend auf ihre Kammer kam, sie ihre schlechtesten Kleider anzog und ein großes Tuch um den Kopf schlug und wartete, bis alles still im Hause war. Sie horchte an der Kammertür ihres Mannes, und als auch da sich nichts regte, schlich sie kurz vor Mitternacht nach dem Kirchhof auf die Kirchthüre zu. Das Herz klopfte ihr heftig, als sie durch die Gräber schritt und an ihrer Mutter Grab vorbei kam; aber nun war sie einmal da und zurück wollte sie nicht mehr. Als es Mitternacht schlug und die grauzende Turmuhr so langsam in den Sturm hinein schlug, schlich sie sich vor an die Kirchthüre, der Mond trat gerade durch die zerrissenen und jagenden Wolken und sie schlug das Tuch auf, um zu sehen. Da schleich plötzlich eine Gestalt leise von der anderen Seite her; auch diese war verummumt und löste jetzt das Tuch, aber wie erschraf die Elisabeth, als sie plötzlich ihren Mann, den Storchpeter, erkannte! Ja, er war's und er kam ihr im hellen Mondstrahl so blaß vor, und wie angewurzelt blieb sie stehen und konnte kein Wort sagen.

Das hatte sie im stillen gewünscht zu sehen, und doch, als sie es nun sah, da grauste es ihr. Sie raffte alle Kraft zusammen; der Mond trat hinter die Wolken und sie schlich erst, dann aber lief sie, was sie laufen konnte, über den Kirchhof hinaus und legte sich eiskalt und zitternd am ganzen Leib zu Bett.

Dem Storchpeter war's nicht anders zu Mute. Auch er hatte eine Weile gewartet und war auf den Socken hinaufgeschlichen an die Kammertür der Frau, und als er nichts sich regen hörte, war er schnell in die Stiefel gefahren und hatte sich bis zur Mitternacht auf dem Feld herumgetrieben und dann langsam zur Kirche gemacht. Auch er hätte gern wissen mögen, ob er nicht seine Elisabeth sähe, aber als er sie nun sah, so fahl und gelb und geisterhaft und daran dachte: „Sie stirbt also in diesem Jahr,“ da packte auch ihn das Grauen und er schlich um die Kirche herum und über die Mauer nach Hause. Der Wächter blies noch die zwölfte Stunde im Dorf herum:

Hört, Ihr Leut' und laßt Euch sagen,
Unser Glock' hat zwölf geschlagen,
Nur zwölf Stunden hat der Tag,
Wer weiß, wie bald man sterben mag!
Wohl um die Zwölf!
(Schluß folgt.)

Aus der Kirchengeschichte.

Die Brant Marcella.

(Fortsetzung.)

5.

Indes wurde die Verfolgung noch nicht zu einer allgemeinen. Diokletian hoffte immer noch, daß die Christen sich gutwillig fügen würden. Da brach eben in diesen Tagen im kaiserlichen Palaste Feuer aus, wurde jedoch schnell wieder gelöscht, ohne daß Diokletian irgendwie einen Argwohn gefaßt hätte. Aber andere waren geschäftig. Wir finden am Abend dieses Tages Diokletian und des Galerius Mutter Romula im Gespräch.

„Ist viel zu Grunde gegangen?“ fragte Diokletian.

„Nur wenig,“ — war die Antwort.

„Wie kam denn das Feuer aus?“ fragte Diokletian ohne andere Absicht, als das Gespräch fortzuführen.

„Man sagt, o Herr, deine Feinde —“

„Haben den Palast angezündet?“ fiel Diokletian ein, „geh Romula, wenn du keine besseren Märlein weißt. Und zudem, wer sind denn meine Feinde?“

Romula war aufgestanden und sagte im Gehen scheinbar gleichgültig: „Diejenigen, welchen du ihre Religion angetastet hast.“

„Die Christen?“ sprach Diokletian bei sich, und der Stachel des Argwohns war in sein Herz gesenkt.

Romula aber begab sich in die Gemächer ihres Sohnes.

„Gute Nachricht?“ rief er ihr entgegen.

„Den Samen habe ich ausgestreut, Sorge du, daß er aufgeht.“

„Wahrhaftig,“ lachte Galerius, „das Feuer kam uns gelegen, schon einmal hat zu Nero's Zeiten ein Feuer den Christen den Hals gebrochen.“

„Und ein zweiter Brand im Palast wird den Kaiser vollends in Flammen setzen,“ sagte Romula mit Betonung.

„Ja, ich erkenne deine Pläne, Mutter! Du übertriffst uns alle an Scharfsinn.“

„In Teufelslei,“ ergänzte bei sich Gorgus, der eingetreten war.

„Du kommst mir eben recht,“ rief ihm Galerius zu; „ich habe dir etwas zu sagen, merke genau auf! Denkst du nicht, daß die Schändlichkeit der Christen so weit gehen könne, den Palast des Kaisers anzuzünden?“

„Sie sind zu jeder Schandtat fähig.“

„Und ließe sich die Sache auch wohl beweisen?“

„Mit Leichtigkeit, mein Herr!“

„Du bist entlassen.“

Gorgus ging. Er war eine ursprünglich gut angelegte Natur, aber gegen die Christen aus erklärlichen Gründen erbittert, dazu leichtsinnig und in den Lastern und Mänken des Hofes um jeden Rest sittlichen Ernstes gekommen. Er rieb sich deshalb vergnügt die Hände. „Welchen von meinen Feinden soll ich jetzt aus Messer liefern?“ und er zählte sie auf; „Marcus ist unschädlich gemacht, seine schöne Tochter, die er dem Laffen Lucius gab, statt mir, kam im Kerker über uns beide Betrachtungen anstellen; Lucius ist durch ihre Einföhrung zunächst genug gestraft, aber Julius, der Oberkämmerer, dem ich 50 Stockhiebe verdanke, wegen kumpiger 1000 Sesterzen, da doch andere um Millionen betrügen — an ihm will ich mich rächen.“

In der Nacht des nächsten Tages brach zum zweiten Mal Feuer aus, wurde jedoch ebenfalls wieder schnell gelöscht.

Galerius eilte zum Kaiser. „Siehe da deine getreuen Untertanen!“ Und er gab ihm eine lange Liste von Christen, die sich verschworen haben sollten, Mikomedien einzuföhren, in der Verwirrung den Kaiser zu töten und sich der Herrschaft zu bemächtigen. Es waren die Namen seiner besten Beamten, und oben dran stand Julius.

Im ersten Augenblick war Diokletian bestürzt.

„Soll ich denn den Staat der besten Männer berauben?“ rief er schmerzlich aus. Dann aber regte sich die Wut in ihm. Er fragte: „Sind alle diese Christen?“

Galerius bejahte es.

Von dem Augenblicke an war das Schicksal von Tausenden besiegelt, Christ und Verbrecher war gleichbedeutend.

„Sorge, daß der Opferbefehl streng durchgeführt wird,“ fuhr Diokletian fort, „lege die auf der Liste stehenden in Ketten und laß mir den Oberkämmerer Julius vorführen.“ —

Julius erschien vor dem Kaiser. Dieser fuhr ihn an: „Du, den ich zu den höchsten Stellen emporgehoben, dem ich als meinem Freund mein Vertrauen geschenkt, dem ich die

Gut meines Hauses anvertraute, du hast dich gegen mein Leben verschworen?!“

„Wer wagt das zu sagen?“ brauste Julius auf.

„Du hast mit eingestimmt in den Plan, Mikomedien niederzubrennen, und den Anfang machet ihr,“ der Kaiser lachte bitter, „mit dem vornehmsten Hause, mit meinem Palaste.“

„Das sind schändliche niederträchtige Verläumdungen; gib mir Beweise!“

Der Kaiser staunte, Julius stand durchaus nicht wie ein Verbrecher vor ihm.

„Sieh hier die Liste,“ sagte er schon etwas kleinlaut. Julius las das Pergament.

„Ach, lauter Christen,“ murmelte er, „ich kenne den Urheber.“ Laut sagte er: „Dies Blatt hat dir Galerius gegeben. Kaiser, hüte dich vor seinem Rat! Was aber mich betrifft, so laß untersuchen, laß mich martern und foltern, ein Geständnis meiner Schuld wirst du nie erpressen.“

„Außer, daß du Christ bist!“

„O Herr,“ rief Julius schmerzlich aus, „ist es schon so weit gekommen, daß es dasselbe heißt Christ sein und Verbrecher sein? Wißttest du, was du an deinen christlichen Untertanen hast, du würdest anders handeln!“

„Wirft du den Göttern opfern?“ fragte der Kaiser.

Ein festes Nein war die Antwort des Julius.

Diokletian war von seiner Schuldlosigkeit überzeugt, aber er wußte, daß Julius als Christ der Verfolgung nicht entgehen konnte, so hoch er auch stand. Schon sah der Kaiser ein, daß ihm sein eigenes Werk über den Kopf wuchs, und wenn er nachher dem Blutbergießen keinen Einhalt getan hat, so war es doch mehr ein Gehenlassen der Dinge, ein oft unwilliges Fügen, ein Dahingehen an die Verhältnisse, die nun einmal so geworden waren. Man mag ihm Schwäche, Zudolenz und dergleichen vorwerfen, der grausame Tyrann, zu dem ihn manche Schriftsteller gemacht haben, ist er doch nicht.

„Julius,“ fuhr der Kaiser bittend fort, „wirf ein einziges Körnlein Weihrauch in das Opferfeuer und du bleibst, was du bist, der Kämmerer meines Hauses und mein Freund.“

Überwältigt von den Worten des Kaisers sagte Julius bewegt: „Ob ein kleines Körnlein oder ein ganzes Opfer — beides ist Verleugnung meines Glaubens. Mein Amt, das ich treu geführt, lege ich nieder, gib es einem Würdigeren. Erlaubst du, daß ich jetzt gehe?“

Diokletian bekam sich eine Weile. „Soll ich der erste Übertreter meines Gebots sein? Bin ich doch Kaiser und muß auf diese Weise meine Freunde retten!“

Er warf schnell einige Zeilen auf ein Pergament und gab es ihm mit den Worten: „Mein Beamter kannst du nicht länger sein, bleibe mein Freund.“

Julius nahm das Papier, es war ein Schein, welcher bezeugte, daß Julius geopfert habe, eine Umgehung des kaiserlichen Gebots, die bald vielfach in Anwendung kam, wo

die Christen Furcht im Herzen und Gold in den Händen hatten.

Zulius lächelte. „Danke dir, o Herr, aber Gebrauch werde ich davon keinen machen!“

6.

So glatt wie bei Zulius ging es nicht bei allen Beamten ab, die höchsten Titel und Ehrenstellen schützten nicht. Diokletian schien gerade dadurch abschrecken und so die einmal angefangene Sache am schnellsten durchführen zu wollen, daß die Höchstgestellten am härtesten betroffen wurden. Aber der Erfolg war der gegenteilige.

Übrigens war nicht der Kaiser, sondern Galerius die Seele der Verfolgung; man bezeichnete von christlicher Seite ihn als den Urheber des Brandes, man schalt ihn einen zweiten Nero und das machte ihn immer wütender. Unerhörte Qualen wurden erfunden, aber die Christen scheuten nicht Marter noch Tod, ja sie drängten sich förmlich herzu und die heidnischen Magistrate waren bald ärgerlich über die Menge der Bekenner. Sie boten den Christen oft selbst solche Scheine an, wie Diokletian dem Zulius einen gegeben hatte, aber nur wenige nahmen sie an. Es war ein wahrer Fanatismus der Sterbensfreudigkeit; wer einmal dem Tode entgangen war, drängte sich bei der nächsten Gelegenheit hinzu und die grausamsten Marter konnten nicht abschrecken. Der Vater sah den Sohn, der Sohn den Vater ruhig sterben und hatte nur den einen Wunsch, ihm bald nachzufolgen. Kaltblütig sahen Mütter ihre Töchter, Männer ihre Frauen Schwereres und Schändlicheres als den Tod erdulden. So unnatürlich die Wut der Verfolger war, so unnatürlich war bald der Drang, verfolgt zu werden. Vieles bemächtigte sich eine ungesunde und krankhafte Sucht, Märtyrer zu werden, zumal da die Christen, welche entsetzliche Qualen ausgestanden hatten und mit dem Leben davon gekommen waren, noch bei Lebzeiten wie Heilige verehrt wurden.

Freilich zeigten nicht alle gleichen Selbstenmut und zu diesen gehörten auch Lucius und Viktoria. Der Befehl des Opfers traf zuerst die Jovianer, welche als Leibgarde des Kaisers über allen Verdacht erhaben sein sollten. Alle wurden zum Opfer kommandiert und Mann für Mann ging am Altar vorüber und warf einige Körnlein Weihrauch in die Glut. Schon hatten die Soldaten des Lucius fast alle geopfert — nur wenige standen abgesehen von den übrigen, bereit, abgeführt zu werden. Unschlüssig schwankte er — sollte er es wagen und nicht opfern? Wenn er auch vor dem Tode bewahrt blieb, seine Stelle verlor er jedenfalls, opferte er aber so verleugnete er seinen Glauben; die Szene in der Kirche stieg vor seinem Geiste auf, er dachte des ungestümen, wenn auch nicht ganz reinen Eifers des Marcus, er dachte an Marcella, die um ihres Glaubens willen im Gefängnis schmachtete und war schon entschlossen, nicht zu opfern; da sah er das höhnische Gesicht des Gorgus auf sich gerichtet, las die Schadenfreude, die aus jedem Zuge sprach, und mit dem Gedanken: Der soll nicht triumphieren, dich nicht auf der Folter sehen! hatte er hastig einige Körner er-

griffen und mit zuckender Hand ins Feuer geworfen. Er war gerettet, aber um welchen Preis! —

Aber beide Geschwister sollten die Probe bestehen. Am selbigen Abend drangen die Häscher in ihr Haus: vergeblich, daß Lucius sich für seine Schwester verwandte mit dem Hinweis, daß er geopfert habe.

„Bist du eine Christin?“ fragte der Anführer der Schar.

„Ja,“ hauchte Viktoria.

„Willst du eure heiligen Schriften herausgeben?“

Viktoria zögerte. Sagte sie nein, so wurde sie fortgeschleppt, gab sie die Bücher heraus, so war sie gerettet, denn die Auslieferung der heiligen Bücher galt so viel, als die Verleugnung des Glaubens. Sie hatte nicht den Mut zu ersterem und indem sie sich einredete, daß das letztere doch nicht Verleugnung des Glaubens sei, ging sie hin und gab ihre und die ihr von Marcella anvertrauten Schriften.

Seit diesen Tagen lebten die Geschwister unangefochten, aber gemieden von allen rechten Christen. Um so enger schlossen sie sich aneinander an, besonders da Lucius nicht das Geringste von Marcella hörte; aber wie Blei lastete ihre Verleugnung auf ihnen und wenn sie von der Opferwilligkeit freudiger Bekenner hörten, schlügen sie beschämt die Augen nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefährlichkeit der „Christian Science“ für unser Christenvolk.

(Aus einer Konferenzarbeit über „Christian Science“, die demnächst in Buchform erscheinen wird, von J. Fenny.)

(Fortsetzung.)

Christian Science bezichtigt die Bibel geradezu der Unwahrheit und Lüge. „Science and Health“, Seite 514, sagt Mrs. Eddy: „Das zweite Kapitel des ersten Buches Mose enthält eine Behauptung, welche auf eine materielle Auffassung von Gott und des Weltalls hinausläuft, welche Auffassung das gerade Gegenteil von der Wahrheit der christlichen Wissenschaft ist.“ Dieses zweite Kapitel redet davon, daß Gott den Menschen aus einem Erdenklos geschaffen habe. Das bezeichnet Christian Science als eine materielle Auffassung von Gott und als das gerade Gegenteil von Wahrheit. Nun ist das Gegenteil von Wahrheit Unwahrheit, somit ist der Bericht von der Schöpfung des Menschen, wie er in Mose steht, ein Bericht der Unwahrheit, er ist nicht wahr. Ja, Christian Science bezeichnet diesen Bericht mit ausdrücklichen Worten als Lüge. Bezüglich der Schöpfung des Menschen aus einem Erdenklos fragt Eddy: „Ist es Wahrheit? oder ist es Lüge, was hier über Gott und den Menschen gesagt wird? Es muß das Letztere sein, d. i. eine Lüge.“ Und die ganze Geschichte vom Sündenfall bezeichnet sie als eine Mythe, Legende, Fabel, Gleichnis.

Ebenso geht Christian Science auch mit den Schriften des Neuen Testaments um. In ihren „Miscellaneous Writings“ schreibt Eddy, Seite 171, über den Bericht des

Johannes von der Heilung des Blindgeborenen im 9. Kapitel seines Evangeliums: „Anzunehmen, daß Jesus die Augen des Blindgeborenen mit Speichel gesalbt habe, ist widersinnig.“ Was folgt daraus? Dieses: Ist es widersinnig, das anzunehmen, so ist es gleichfalls widersinnig, es zu glauben, und damit sagt man, Christus hat es überhaupt nicht getan. Wenn aber Jesus des Blinden Augen nicht mit Speichel gesalbt hat, dann ist der ganze Bericht von der Heilung dieses Blindgeborenen nicht bloß widersinnig, sondern schlechterdings unzuverlässig und unwahr. Und da dieser Bericht im Evangelium Johannes steht, im 9. Kapitel, dann ist dieses 9. Kapitel vom Evangelium Johannes nicht über jeden Zweifel erhaben und nicht völlig wahr. Auch sonst behauptet Mrs. Eddy, die Bibel sei ein Buch voller Fehler und Irrtümer.

Was ergibt sich nun aus dem allen? Es ergibt sich daraus, daß in den Augen der Scientisten die Bibel heides, Alten und Neuen Testaments, ein Buch voll menschlicher Irrtümer, kindischer Schwachheiten und falscher Lehren ist. Ein solches Buch kann nicht von Gott eingegeben, kann nicht a l l e i n Gottes Wort sein. Es gibt nur ein Buch, das völlig irrtumslos ist, und das ist das Buch der Mrs. Eddy: „Science and Health“. Ja, dieses ist mit seinem Inhalt der Kern, der Heiligen Schrift, das eigentliche Wort Gottes, das die ganze heilige Schrift beleuchtet und erklärt; wo Christian Science fehlt, da ist kein Wort Gottes, keine Erkenntnis der Wahrheit, keine Kraft zum Leben. Gott kommt zu uns Menschen nur durch die Christian Science. Hier sind Eddy's eigene Worte: „Christian Science ist das Wort Gottes“, S. and H., S. 497; „sie ist das selbstständige Wort“, S. 28; „sie ist die Stimme Gottes an dieses Zeitalter“. Und nur der verstehe und erkenne die Christian Science in der Schrift, der vom Heiligen Geiste erleuchtet sei. „Die göttliche Wissenschaft, wie sie in der Ursprache gelehrt wird,“ schreibt Eddy in „Science and Health“, Seite 215, „kam durch göttliche Eingebung, und man hat göttliche Eingebung nötig, um sie verstehen zu können.“ Wer daher die Bibel mit „Science and Health“ in der rechten Weise studiere, der könne nie fehl gehen. In ihren „Miscellaneous Writings“ schreibt Eddy, Seite 284: „Schüler, welche die Bibel mit „Science and Health“ studieren, stehen in keiner Gefahr, irrezugehen.“ Nach ihrer Meinung darf die Bibel nicht separat von „Science and Health“ studiert werden. Diese allein ist der Schlüssel zum wahren Verständnis der Bibel.

So ergibt sich denn daraus dieses Resultat: 1. Die höchste Norm, Regel und Richtschnur für Christian Science ist Eddy's Buch: „Science and Health“. 2. „Science and Health“ ist die geoffenbarte Wahrheit. 3. Ihre Wahrheit ist unverfälscht. 4. Sie ruht auf keinen menschlichen Hypothesen. Während die Bibel gegründet ist auf Hypothesen des Irrtums, so ist „Science and Health“ vollkommen, sie ist das vollkommene, ewige Wort Gottes.

So stellt denn Christian Science ein anderes Wort auf als das Wort heiliger Schrift. „Science and Health“ nimmt

die Stelle der Bibel ein. Mögen die Scientisten auch in den süßesten Worten von der Bibel reden, es ist eitel Blendwerk, und sie tun das nur, weil sie die Bibel zu ihren Zwecken brauchen wollen. Durch ihre Lehre hat Christian Science das Wort Gottes entwaflnet, und sie braucht das selbe nicht mehr als Rivale zu fürchten. Sie kommt mit der Bibel zusammengebunden in demselben Einband; sie beruft sich mit ihrer Lehre auf die Schrift, und so werden die armen Seelen um das Wort Gottes betrogen. In demselben Maße, wie Christian Science Gottes Wort anzunehmen vorgibt, vernichtet sie das Wort Gottes. Christian Science bedeutet die Zerstörung des Wortes. Welche Gefahr für das Christenvolk! Wer sich zur Christian Science bekennt, geht des Wortes Gottes, des seligmachenden Wortes und alles Heils und Trostes desselben verlustig. Wer Christian Science annimmt, der verliert allen Grund unter den Füßen, das alleinige Mittel der göttlichen Gnade, das Wort, welches kann seine Seele selig machen. Wem darum das Wort Gottes noch lieb und teuer ist, und wem es um sein Seelenheil zu tun ist, o, der hüte sich vor dieser so gefährlichen Schwärmerei und bete:

Nach bleib bei uns, Herr Jesu Christ,
Weil es nun Abend worden ist;
Dein göttlich Wort, das helle Licht,
Laß ja bei uns auslöschen nicht.

In dieser letzten betrübten Zeit
Verleihs uns, Herr, Beständigkeit,
Daß wir dein Wort und Sakrament
Rein behalten, bis an unser End.

(Fortsetzung folgt.)

Aus unserer Zeit.

Bethlehem oder East Aurora?

Zu East Aurora im Staat New York wohnt ein Apostel des Unglaubens, namens Elbert Hubbard, ein glänzender Schriftsteller und Redner, Herausgeber einer Zeitschrift „The Philistine“, in welcher der Unglaube gepredigt und alles Heilige und Göttliche mit „geistreichem“ Unflat beworfen wird. Sogar eine weltliche Zeitung urteilte von ihm, er sei freilich ein begabter Mensch, aber auch ein vielfacher Narr — fifty-seven varieties of a fool. Siehe Psalm 14! Leider werden die Schriften dieses Menschen auch von manchen jüngeren Leuten in unseren Gemeinden gelesen. Er ist ein wegen seiner Gaben gern gehörter Gelegenheitsredner. Kürzlich war er auch zu einem Bankett der prominenten Geschäftsleute von Lancaster, Pa., als Hauptredner eingeladen, und er nahm die Gelegenheit wahr, über den Christenglauben und über die Heiligkeit des Ehestands seine Lästerung auszugießen.

Ihm folgte als Redner ein angesehener Bürger der Stadt, W. U. Hensel, der am Schluß seiner Ansprache den Spötter mit folgenden Worten adwies und heimstießte: Als

Bürger dulden wir jeden Glauben, Irrglauben und Unglauben. Wir heißen den Fremdling in unseren Toren freundlich willkommen. Aber derselbe soll unsere Stadt nicht verlassen ohne zu erfahren, daß wir an dem Glauben unserer Väter festhalten; seit 150 Jahren haben die Kirchtürme unserer Stadt gen Himmel gewiesen. Wir gründen uns auf den Felsen des Glaubens, zu dem fromme Eltern uns erzogen haben, und halten noch im Alter daran fest. Wir glauben an einen lebendigen Gott, vor dessen Gericht wir einst Rechenschaft geben müssen. Ja, wir glauben auch an das Heil durch Christum. Wir sind gewiß, daß der Stern unserer Hoffnung über Bethlehem in Súdäa steht, und nicht zu East Aurora in New York.

Das waren nicht Worte eines Predigers, der die Abweisung des Lasterers vielleicht hätte in treffendere Worte fassen können. Aber grade dies schlichte Zeugnis eines christlichen Laien rief eine mächtige Wirkung in der Versammlung hervor, gewiß manchen zur Glaubensstärkung. Ja, wir sollen Christi Zeugen sein und vor den Feinden bekennen, daß Jesus uns gemacht ist von Gott zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung. Nicht East Aurora, sondern Bethlehem — und Golgatha!
C. G.

Höhere Kritik.

Bekanntlich gibt es in unserer Zeit Leute, die auf dem Wege der sogenannten höheren Kritik beweisen wollen, daß die Bibel unzuverlässig, und insonderheit die Erzählung der Evangelien von unserm Heiland sagenhaft sei, also wenig oder keinen Glauben verdiene. Vor kurzem hat ein Doktor Gillis in New York diese „höhere Kritik“ in folgender Weise verdienstermaßen verspottet. Er sagt:

Nichts ist leichter als der Beweis, daß irgendein Mann der Geschichte nur eine sagenhafte Person ist. Whately bewies seinerzeit unwidersprechlich, daß ein Napoleon niemals gelebt hat. Eine sorgfältige, kritische Untersuchung der Reden Washingtons bestätigt es als Tatsache, daß dieselben von Hamilton und Jefferson verfaßt wurden. Man könnte in fünf Minuten beweisen, daß die Erzählung von Abraham Lincoln, dem Sklavenbefreier, und vom Bürgerkrieg eine bloße Legende ist, grade wie Menan und Strauß behaupten, daß das Leben Jesu legendenhaft sei.

Nach zwei Jahrtausenden wird ein amerikanischer Menan die Lincoln-Sage kritisch untersuchen. Seine Ausföhrung und seine Beweise werden etwa so lauten: Ohne allen Zweifel muß es in früheren Zeiten einmal einen Zusammenstoß zwischen der schwarzen und der weißen Rasse gegeben haben. Aber der Patriotismus fordert große Helden. So erfand man die Geschichte von einem Riesen, der den Kampf zu Ende führen und als Märtyrer der guten Sache sterben mußte. Man gab ihm den Namen Abraham Lincoln und erzählte, er sei körperlich und geistig ein großer Mann gewesen.

Aber diese ganze Lincoln-Sage ist doch sehr ungeschickt

erfunden und ausgeschmückt. Gätte man den Helden John Lincoln genannt, so würde man vielleicht auch uns Kritiker haben täuschen können. Aber Abraham! Abram heißt ja: der Freie, oder: der Befreier. Weil er der Befreier der Sklaven sein sollte, nannte man ihn zunächst Abram. Das ist schon verdächtig. Aber das ist nicht alles. Im Laufe der Zeit fügte man noch die Silbe Ham hinzu; das ist bekanntlich der Name der schwarzen Rasse, der Kinder Hams. So entstand Abraham, der Vorname des großen Helden. Das ist nicht nur verdächtig, sondern ein absoluter Beweis, daß dieser Lincoln eine sagenhafte Erfindung ist.

Aber wir haben noch mehr Beweise. Bei der Ausschmückung der Sage gab man diesem sogenannten Abraham Lincoln als Vizepräsident einen Hannibal Hamlin — natürlich Hamlin, weil es sich um die Befreiung der Kinder Hams handeln sollte. Und der Vorname Hannibal ist offenbar weiter nichts als eine falsche Lesart für Hannibal. Also ist auch der sogenannte Vizepräsident nur eine Sage.

Nachdem wir dies bewiesen haben, wollen wir auch die Entstehung des Glaubens, daß die Südstaaten sich empört haben sollen, kritisch untersuchen.

Man zähle die Buchstaben in den beiden Namen Abraham Lincoln und Hannibal Hamlin. Es sind $2 \times 14 = 28$, also genau die Zahl der Staaten, die durch diese beiden Namen dargestellt sind. Da sieht man ganz klar, wie die Sage entstanden ist. Heutzutage glaubt kein gebildeter Mensch mehr, daß es jemals einen Abraham Lincoln oder einen Hamlin gegeben hat, oder daß jemals ein Bürgerkrieg zwischen Nord- und Südstaaten geführt wurde. Die Wissenschaft unsers vierzigsten Jahrhunderts weiß, daß der Geburtstag Lincolns weiter nichts als Aberglaube ist.

Soweit der Herr Doktor! Das ist höhere Kritik. Die Anwendung kann der geneigte Leser selbst machen.
C. G.

Eine Ungerechtigkeit.

Daß die Freimaurer und ähnliche Gesellschaften aufs höchste darüber empört sind, wenn ein lutherischer Pastor sich weigert, bei Gelegenheit eines Leichenbegängnisses mit ihnen zusammen zu antieren, ist genugsam bekannt. Als ein bigotter und beschränkter Mensch u. s. w. wird ein Pastor, der diese Stellung einnimmt, gewöhnlich beschrien. Wie sich aber die Freimaurer selbst anderen Gesellschaften gegenüber verhalten, die doch eigentlich ihres Geistes Kinder sind, zeigt das folgende Beispiel, das aus Salt Lake City berichtet wird. Dasselbst starb vor kurzem ein gewisser Dr. C. C. Merrihew, der sowohl den Freimaurern als den Odd Fellows angehörte. Letztere waren mit ihren Regalien u. s. w. erschienen, um an der Beerdigung ihres Logenbruders teilzunehmen. Doch siehe, die Freimaurer verweigerten ihnen nicht nur den Zutritt zu ihrem Tempel, wo die Leichenfeierlichkeiten stattfanden, sondern verboten ihnen auch, im Leichenzug mitzumarschieren und vor allem am Grabe des Verstorbenen ihrem Ritual gemäß zu antieren. Sie ließen den Odd Fellows sagen, wenn letztere als Privatleute

und in Zivilleidung an der Beerdigung teilnehmen wollten, so hätten sie nichts dagegen einzuwenden; aber als Loge könne man ihnen keine Anteilnahme beim Begräbnis eines Freimaurers gestatten. Die Odd Fellows zogen wieder heim, und daß die Sache viel Staub aufwirbelte, läßt sich denken. In den öffentlichen Zeitungen der Stadt erklärten die Freimaurer daraufhin ihre Stellung, und unter anderem heißt es da: „Es ist durchaus gegen unseren Brauch und unsere Regeln, einer anderen geheimen Gesellschaft auch nur eine untergeordnete Anteilnahme an einer Beerdigung, die unter den Auspizien der Freimaurer stattfindet, zu erlauben. Wieder irgend einer anderen geheimen Gesellschaft sind willkommen bei einer solchen Beerdigung, wenn sie als Privatleute erscheinen; aber sie dürfen nicht erwarten, daß sie als Repräsentanten ihrer Loge teilnehmen, noch daß sie in den Gottesdienst eingreifen können, indem sie einen Teil ihres Rituals gebrauchen. Kein Freimaurer würde daran denken, mit vollen Regalien bei einem Leichenbegängnis zu erscheinen, das unter den Auspizien einer anderen Gesellschaft gehalten wird, noch würde er erwarten, daß man ihm eine untergeordnete Anteilnahme an dem Gottesdienst erlaube.“

Die Freimaurer dürfen sich freilich so etwas erlauben. Wehe aber einem treuen, gewissenhaften Pastor unserer Kirche, wenn er feste Stellung einnimmt, und sich weigert, das Heiligtum der Kirche den Christusleugnern auszuliefern. Da heißt es auch heute noch: „Kreuziget ihn!“

Aus der Mission.

Eine Wintergeschichte aus Arizona.

In allen Nachrichten, die hierher nach Arizona aus dem Osten kommen, wird uns erzählt von der großen Kälte, die dort herrscht, und die Meinung ausgesprochen, daß wir hier in Arizona nichts vom Winter verspüren.

Kein Winter in Arizona?

Freilich, solange wir in den Tälern und in der niedrigen Wüste bleiben, merken wir wenig oder nichts vom Winter, aber wenn wir, was oft geschieht, in die Berge und auf die Berge müssen, dann kommen wir in den Winter hinein und verspüren die Kälte, wie wir sie im Osten nie verspürt und müssen uns durch Kleidermassen gegen die Kälte schützen, wie wir es im Osten nie nötig hatten.

Doch von der Wintergeschichte.

Es war vier Sonntage nach Weihnachten, da ritten Pastor Recknagel und der älteste Sohn des Unterzeichneten nach Wheatfield, um für die dortigen Indianer Gottesdienst zu halten. Auf dem Wege begegnete ihnen ein Lastwagen. Ein Indianer war der Treiber, und in dem Wagen lagen in viele Decken gehüllt zwei Knaben im Alter von etwa 10 und 16 Jahren. Eine ältliche Indianerin hockte hinten auf dem Wagen, der langsam dahinfuhr.

Die beiden Reiter hielten an, so der Wagen, und auf Anfrage hin erfuhren die ersteren folgendes:

Die beiden Knaben kamen aus Gisela. Sie waren einige Tage nach Weihnachten in die Berge gegangen, um ein Pferd zu suchen, das sich verlaufen hatte. Als die beiden Brüder bis zum Abend das Tier noch nicht gefunden, legten sie sich unter einem Cederbaum schlafen, um am nächsten Morgen weiterzusuchen. Das konnten sie aber nicht, denn als sie erwachten, konnten sie nicht gehen, ihre beiden Füße waren erfroren. Gegen Abend fanden sie die Indianer, die ausgegangen waren, sie zu suchen und brachten sie in die Hütte ihrer Eltern. Drei Wochen lang versuchten diese mit Kräutern und Medizinmännergesang die Füße zu heilen. Umsonst. Dann schickten sie nach der Stadt Tucson nach einem Arzt. Der kam und erklärte sofort, die Füße seien in solchem Zustande, daß sie abgenommen werden müßten und sorgte dafür, daß die Knaben nach Globe ins Hospital geschafft wurden. Die Mutter sollte nicht mit, sie ließ sich aber nicht abhalten und sprang einfach hinten auf den Wagen.

Am Tage nach der Ankunft der Knaben in Globe begab sich der Unterzeichnete zu ihnen ins Hospital. Vier Ärzte waren in dem Zimmer, wo die Knaben in Betten lagen und die Mutter auf dem Fußboden zwischen den beiden Betten kauerte.

Arme Mutter! Sie hat nur diese zwei Kinder, und beide Kinder sollen beide Füße verlieren! Wie schwer schon für eine christliche Mutter, wie viel schwerer für ein heidnisch Weib. Sie soll ihre Einstimmung geben und will nicht. Auch die Zungen wollen nicht.

Ich setze mich zu dem älteren aufs Bett und rede mit ihm. Er kennt mich, er ist zwei Jahre in die Phoenix-Schule gegangen. Da haben wir uns gesehen, und er zeigt jetzt sofort Zutrauen. Ich versuche ihm die Notwendigkeit der Operation klar zu machen, aber mit Vernunftgründen ist bei dem Jungen nichts zu machen. Da sage ich von dem, der Wolken, Licht und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da — da — ja da er gehen kann, wenn er auch keine Füße mehr hat, und für seinen Bruder auch. Und schließlich jagt Gilbert Johnson: „Ja, ich will!“ und als er das sagt, da stürzen die Tränen aus den Augen und bricht ein Schluchzen aus des Knaben Brust, wie ich es nie gehört, und das selbst die anwesenden Ärzte zu erschüttern schien.

Nachdem des großen Knaben Zustimmung gewonnen, ergab sich auch bald darauf die Mutter, und die Ärzte verließen das Zimmer, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen.

„Nun wollen wir beten, Gilbert,“ jagte ich. „Gao!“ erwiderte er und faltete die Hände. Und wir beteten, und baten den barmherzigen Gott, uns um Jesu willen gnädig zu sein, der Verstand, die Gedanken, die Hände der Ärzte zu leiten, und so womöglich uns die Füße zu erhalten.

Die Ärzte traten wieder ein, die Binden wurden von den Füßen genommen und die Füße untersucht. Die Globe-Ärzte hatten sie noch nicht gesehen, nur telegraphische Nachricht von dem Tucson-Arzt erhalten, was geschehen sollte.

Da höre ich, wie einer der Ärzte leise sagte: „Da ist noch Leben in den Füßen, die können wir retten, nur die Beine sind tot, ganz tot, die müssen fort!“ Die andern Ärzte drängen sich näher, begucken, befühlen. Ja, es ist so, die Füße brauchen nicht abgenommen zu werden, nur die Beine. Schnell gehe ich zu Gilbert, nehme seinen Kopf in meine Hände und flüstere ihm ins Ohr: „Gilbert, du behältst deine Füße!“ Er sieht mich an, wie einer, der nicht verstanden hat. Ich sage es ihm noch mal und noch mal und dann weiß er's und beginnt herzzerbrechend zu weinen.

„Gilbert, weine nicht, mein Boy!“

„Ich kann nicht anders, ich bin so froh, daß ich meine Füße behalte, und mein Bruder auch!“

Die Operation ist vorüber. Am nächsten Tage sehe ich die Knaben wieder. Ich erinnere sie daran, daß wir den lieben Gott gebeten, er solle den Verstand und die Gedanken der Ärzte leiten und alles wohl machen. Das habe der treue Gott gegeben, ob wir ihm nun nicht danken wollen.

Ja, sie wollen danken.

Und wir danken, mit einander betend, dem Herrn.

Das ist meine Wintergeschichte, aber es ist viel blauer Himmel und goldener Sonnenschein darin für den, der das sehen kann.

Die beiden Jungen müssen nun viele Wochen im Hospital liegen. Sie haben bislang wenig von ihrem Heiland gehört. Nun haben wir Gelegenheit, ihnen täglich von ihm zu sagen und wir hoffen, daß sie seiner Zeit das Hospital verlassen als solche, die Jesus kennen gelernt und lieb gewonnen haben. Das helfe Gott. Amen.

S. F. G. G a r d e r s.

Jeder.

Geht hin, und lehret, sagt der Herr Christus Matthäi am letzten. Dieser große Missionsbefehl geht alle Christen an. Sie sind alleamt Boten Gottes. Wer erkannt hat die große Gnade Gottes in Christo Jesus, der soll auch bekennen. Jeder soll ein Arbeiter im Weinberge des Herrn sein. Wer selbst selig ist, der soll auch andere selig machen. Jeder durch Gottes Gnade Gewonnene soll ein Missionar sein, welcher nun wiederum auch andere gewinnt.

Ein Bischof in N. fragte einen Missionar, welcher von China zurückgekehrt war, wie viele eingeborne Missionsarbeiter in seinem Gebiete wirkten. „Dreitausend,“ antwortete der Missionar. „Meine Frage war nicht,“ sagte der Bischof, „wie groß die Zahl der zu Christo bekehrten Heiden ist, sondern wie viele eingeborne Missionare auf jenem Felde arbeiten.“ Der Missionar erwiderte: „Ich habe die Frage wohl verstanden, und ich kann meine Antwort nur wiederholen: „Dreitausend, denn jeder bekehrte Chinese ist auch ein Missionsarbeiter.“

Könnte nicht Großes ausgerichtet werden in unserem großen und volkreichen Lande, wenn jeder lutherische Christ

nach seines Herrn Befehl auch ein recht eifriger Missionsarbeiter wäre? E. F. D.

Die Taufe.

(Eingesandt von Pastor E. Mayerhoff.)

Jesus sprach zu seinen Jüngern Mark. 16, 15: „Geht hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden.“ Das Evangelium ist die frohe Botschaft, welche lautet 1. Tim. 2, 5. 6: „Es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung; daß solches zu seiner Zeit gepredigt würde.“ Und Joh. 3, 16: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Dieses Evangelium soll gepredigt werden, und zwar ordnet Jesus zwei Mittel an, durch welche Gott seine Gnade den Menschen anbietet und mitteilt, wenn er befehlet Matth. 28, 19. 20: „Geht hin und machet zu Jüngern alle Völker, indem ihr sie taufet auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und indem ihr sie lehret halten alles, was ich euch befohlen habe.“ Und das soll geschehen bis an das Ende der Welt, denn Jesus fügt hinzu: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Woraus wir sehen, daß dieser Auftrag nicht nur den Aposteln gegeben wurde, denn die sind schon lange gestorben, sondern bis an das Ende der Welt allen, die Jesus ins Predigtamt beruft. Und daß niemand in anderer Weise als durch diese Mittel in das Reich Gottes eingehen kann, erklärt der Herr, wenn er sagt Joh. 3, 5: „Es sei denn, daß jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen.“ Dieser Geist kommt durch das Wort, denn es heißt Gal. 3, 2: „Ihr habt den Geist empfangen durch die Predigt vom Glauben.“ Durch beide Mittel, durch Wort und Taufe, werden die Menschen wiedergeboren, denn 1. Pet. 1, 23 heißt es: „Als die da wiedergeboren sind nicht aus vergänglichem, sondern aus unvergänglichem Samen, nämlich aus dem lebendigen Worte Gottes, das da ewiglich bleibet.“ Und Tit. 3, 5: „Nach seiner Barmherzigkeit macht er uns selig durch das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des Heiligen Geistes.“

Entweder durch das Wort, oder durch die Taufe kann der Mensch zuerst wiedergeboren werden, und dann wird der Wiedergeborene durch das andere Mittel, also durch die Taufe oder das Wort, im Glauben gestärkt und erhalten. Bei denen, die vorher keine Christen waren, geschieht die Wiedergeburt zuerst durch das gepredigte Wort; aber dann muß die Taufe zur Befestigung folgen. Wenn der Herr Jesus sagt: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden“, so bestimmt er, daß für die durch die Predigt zum Glauben gekommenen noch die Taufe dazu kommen muß und nötig ist, damit sie selig werden. So haben auch

die Apostel die gläubig Gewordenen noch getauft: Petrus die 3000 nach der Pfingstpredigt; Apgsch. 2, 41; Philippus die Männer und Weiber in Samaria: 8, 12; und den Rämmerer aus dem Mohrenlande: 8, 38; Paulus den Kerkermeister zu Philippi: 16, 33. Auch Saulus mußte sich taufen lassen, nachdem der Herr ihn zu seinem auserwählten Rüstzeug berufen hatte: 9, 19. Der Herr sendet Ananias zu Saulus, der muß ihm sagen 22, 16: „Und nun, was verzeuchst Du? Stehe auf, und laß dich taufen, und abwaschen deine Sünden, und rufe an den Namen des Herrn.“ Ja sogar als auf Cornelius, und die bei ihm waren, der Heilige Geist gefallen war, sagt Petrus 10, 47. 48: „Mag auch jemand das Wasser wehren, daß diese nicht getauft werden, die den Heiligen Geist empfangen haben, gleichwie auch wir? Und befahl sie zu taufen in dem Namen des Herrn.“ — Die Kinder werden aber ganz jung zuerst durch die Taufe wiedergeboren, aber dann müssen sie durch das Wort Gottes gelehrt werden halten alles, was Jesus befohlen hat, und werden durch das Wort gestärkt und erhalten im Glauben: „Denn das Wort vom Kreuz ist eine Kraft Gottes zur Seligkeit“, 1. Kor. 1, 18.

Was ist die Taufe?

Die Taufe ist eine von Gott eingesetzte Handlung, in welcher Gott durch das Wasserbad und das Wort uns unsere Sünden durch Christum und um seinetwillen vergibt, uns an Kindesstatt annimmt und uns zu Erben aller himmlischen Güter macht.

Die Taufe ist also ein Sakrament; denn ein Sakrament ist eine von Gott eingesetzte Handlung, in welcher Gott unter sichtbaren äußerlichen Mitteln unsichtbare Gnade und Güter uns anbietet, zuweignet und versiegelt.

Eingesetzt ist die Taufe zuerst von Gott, Luk. 3, 2. 3: „Da geschah der Befehl Gottes zu Johannes, Zacharias Sohn, in der Wüste. Und er kam in alle Gegend um den Jordan und predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden.“ Und Johannes sagt Joh. 1, 33: „Der mich sandte zu taufen mit Wasser, sprach zu mir.“ — Dann hat der Herr Jesus die Taufe eingesetzt durch die Worte: „Machet alle Völker zu Jüngern, indem ihr sie taufet.“ — Johannes, Zacharias Sohn, und Jesus haben auch zu gleicher Zeit getauft, so wird berichtet Joh. 3, 22. 23. Jesus erkennt die Taufe des Johannes an, denn er läßt sich selbst von ihm taufen und sagt von ihm Luk. 7, 28. 29: „Es ist kein größerer Prophet, denn Johannes der Täufer. Und alles Volk, das ihn hörte, und die Zöllner gaben Gott recht und ließen sich taufen mit der Taufe des Johannes.“

So ist die Taufe in Gottes Gebot gefasset, aber sie ist auch mit Gottes Wort verbunden; denn bei der Taufe müssen die Worte gesprochen werden: „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Dadurch bekommt die Taufe ihre Kraft, daß sie selig macht; denn Jesus sagt: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden.“ — Wenn berichtet wird, es sei getauft worden: „auf den Namen Jesu Christi“, oder: „in dem

Namen des Herrn“, so ist das nicht so zu verstehen, daß mit diesen Worten getauft worden sei; sondern es wurde die Taufformel, die Jesus eingesetzt hat, gebraucht: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Es wird nur kurz berichtet: „im Namen des Herrn“, weil Christus die Taufe eingesetzt hat, und sie alle ihre Kraft und Wirkung durch Christi Erlösungswerk für die Menschen erhält. Apgsch. 4, 12: „Denn im Namen Jesu werden wir selig.“ Die Apostel haben gewiß nicht die von Christo vorgeschriebene Taufformel geändert.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lamm Gottes, unschuldig.

(Eingesandt von W. S.)

Dieses Lied ist eine erweiterte Übersetzung des alten lateinischen Messgesangs „Agnus Dei“ (Lamm Gottes) nach Joh. 1, 29, von Nikolaus Decius (eigentlich Nikolaus von Hofe) aus dem Jahr 1524. Als Luther 1526 seine „deutsche Messe“ (Abendmahls-Liturgie) einrichtete, hielt er unter anderem auch jene Worte des alten Messgesanges fest: „Christe du Lamm Gottes, der du trägst die Sünde der Welt, erbarme dich unser!“ Dabei verordnete er, daß diese Worte alsobald nach der Konsekration des Brodes und Weines sollten gesungen werden, so daß die Kommunikanten dann während dieses Gesanges zum Altar zu kommen hätten. Diese deutsche Messe ist unter uns mit geringen Veränderungen im Gebrauch, hat jedoch in der evangelischen Kirche nicht überall Eingang gefunden. Dagegen ist jenes Lied von Decius in den meisten protestantischen Kirchen sehr bald das eigentliche Abendmahlslied geworden und geblieben. Als Festlied am Charfreitag wird es an vielen Orten gebraucht, und es war ein schöner, feierlicher Brauch mancher Gemeinden, daß das ganze Lied mit seinen drei Versen zum Schluß des Gottesdienstes am Todestage des Herrn, unter dem Vollgeläute der Glocken, gesungen wurde.

Sichtlich der dreimaligen Wiederholung des einen Verses macht Valerius Herberger, der Prediger „am Kripplein Christi“, diese sinnige Bemerkung: „Dabei sollen wir bedenken: 1.) wie der Herr Jesus hat unsre Sünde von uns weggetragen; 2.) wie er die Strafe derselben hat selber für uns getragen, und 3.) wie er durch sein Wort und Sakrament sein Verdienst hat in uns hineingetragen.“

Wie das Lied auch zu andern Zeiten sich als ein Tröster in der Not und zur Stärkung des Glaubens erwiesen hat, dafür gibt es in der christlichen Erfahrung viele Segensspuren. Davon seien folgende zwei mitgeteilt.

Dr. Heinrich Müller in Rostock, bekannt durch viele geistreiche Erbauungsschriften, darunter die bekannteste „Geistliche Erquickungstunden“, sang dieses Lied mit großer Herzensfreude, als er kurz vor seinem Tode am 23. September 1675 das heilige Abendmahl genoß und tröstete die Seinen mit dem Hinweis auf das Wiedersehen vor dem Thron des Lammes.

Ein anderes Beispiel erzählt Pastor Ludwig Harns in Hermannsburg in seinen „Goldenen Äpfeln in silbernen Schalen“ folgendermaßen:

„Vor langer Zeit trug sich hier in Hermannsburg eine kleine Geschichte zu, nämlich im Jahre 1717, welche ein hiesiger Prediger, Namens C. G. Stock, erzählt. Damals war der große türkische Krieg, in welchem der tapfere Feldherr, Prinz Eugen, so herrliche Siege über die Türken davontrug. Aus allen deutschen Ländern befanden sich Hilfstruppen bei dem kaiserlichen Heere, auch aus unserem Lande waren etliche mitgezogen, und namentlich auch aus unserem Dorfe ein Herr von Staffhorst mit zwei Reitersknechten, von welchen der eine Peter Paasch, der andere Hans Püffel hieß. In der großen Schlacht bei Belgrad, welche die Deutschen gewannen, hatte Hans Püffel seinen Tod gefunden, indem er seinen hartbedrängten Herrn aus den Händen der Türken loshieb. Bei dem darauffolgenden Sturm auf Belgrad war der Herr von Staffhorst gefallen. Peter Paasch, voll Schmerz über den Tod seines geliebten Herrn, hatte die fliehenden Türken so unvorsichtig verfolgt, daß er von den Türken umzingelt und gefangen genommen wurde. Sie banden ihn an seines Pferdes Schweif, ein Türke setzte sich auf das Pferd und Paasch mußte nackt und barfuß nebenanlaufen. Spät Abends machten sie in einem Walde Halt, und nun sollte an dem gefangenen Christen eine ausgesuchte Rache genommen werden, denn sie hatten gesehen, wie Paasch im Kampfe mehrere Türken niedergeworfen hatte. Sie legten zuerst zwei Stecken in Form eines Kreuzes über einander, spieen dies Kreuz an, und wollten Paasch durch Schläge und Martern zwingen, das Kreuz auch anzuspiesen. Paasch aber, der vom Pferde losgebunden war, und von dem man sich keines Widerstandes versah, schlug jeden Türken, der das Kreuz anspie, ritterlich hinter die Ohren, bis man ihm wieder Hände und Füße zusammenband. Nun wurde er mit Messern und Dolchen gestochen, um ihn zum Anspiesen des Kreuzes zu zwingen, und als das alles nichts half, nagelte man ihm beide Hände über dem Kopf an einen Baumstamm fest, und wollte ihn mit Peitschenhieben, Stockschlägen und Wunden zwingen, den Namen Muhammed auszusprechen. Aber so oft man ihm diesen Namen vorsprach, sagte er: „J E S U S C H R I S T U S. Da entschlossen sich die Feinde Christi, zu seinen Füßen ein Feuer anzuzünden und ihn so entweder zum Verleugnen zu bringen, oder ihn unter Feuerqualen sterben zu lassen. Da nun Paasch sah, daß sein Tode nahe war, so betete er mit andächtiger Stimme ein Vaterunser und dann den Glauben, und der Herr gab dem tapfern Kriegsmann solchen Frieden in's Herz, daß er sogar für seine Mörder beten konnte, wie der Herr getan und der heilige Stephanus. Kaum hatte er ausgebetet, so wurde er mit so hoher himmlischer Freude erfüllt, daß er sich nicht enthalten konnte, mit andächtiger, allesüberwältigender Stimme den alten, herrlichen Passionsgesang anzustimmen:

O Lamm Gottes, unschuldig
Am Stamm des Kreuzes geschlachtet.

Eben hatte er den dritten Vers zu Ende gesungen und mit den Worten: „Gib uns dein Frieden, o Jesu“ geschlossen, da erkante draußen vor dem Walde heller Trompetenklang, deutsche Reiter brachen in den Wald, die Türken stoben auseinander und mit Staunen sahen die Reiter den angenagelten Paasch und das Feuer zu seinen Füßen. Sie machten ihn eilends los und ohnmächtig fiel er in ihre Arme. Nachdem sie seine vielen Wunden verbunden, ihn gereinigt und mit Kleidern versehen hatten, kam er wieder zu sich und seine erste Frage war: „Wie hat Gott euch gerade zur rechten Stunde hergesandt?“ Sie antworteten: „Wir waren zur Verfolgung der Türken ausgesandt, da hörten wir im Walde den Gesang „O Lamm Gottes unschuldig“. Das ist ein Christ, riefen wir und jagten hinein in den Wald; das Lamm Gottes, dem du vertrauest, hat dich gerettet.“ Sie brachten nun Paasch nach Belgrad; die Geschichte kam vor die Ohren des frommen Prinzen Eugen, der ließ ihn aufs beste verpflegen, besuchte ihn selbst einigemal und freute sich an seinem einfältigen, kindlichen Glauben, und schickte ihn dann, da er zum Kriegsdienste nicht mehr taugte, in's Vaterland zurück. Pastor Stock sagt, er habe noch zehn Jahre auf Paaschenshof in Bontorf, aus welchem er stammte, gelebt und die Wundenmale des Herrn Jesu an seinem Leibe getragen zur Stärkung der Gemeinde im Glauben, und im Jahre 1728 sei er im Glauben gestorben, nachdem er eben gesungen:

„O Lamm Gottes unschuldig.“

Das war auch ein Bekenner. Der Herr Jesus prägte uns doch an diesem Beispiele den Spruch ein: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater!“

Schulen und Anstalten.

Das theologische Seminar.

Das mündliche Examen der diesjährigen Abiturientenklasse unsres Seminars ist auf den 16. Juni d. J. angesetzt worden. Die Klasse zählt 15 Mitglieder, und wir haben die beste Hoffnung, daß diese jungen Leute sämtlich die Schlußprüfung in befriedigender Weise bestehen werden. Da sie nach unsrer guten kirchlichen Ordnung nicht berufbar sind, ehe sie ihr Examen bestanden haben, sollte keiner von ihnen bis dahin direkt von einer Gemeinde ein Berufsschreiben erhalten. Vielmehr sollen nach unsrer Regel alle Berufsschreiben, die man für diesjährige Kandidaten bestimmt, im Laufe der nächsten Monate an die Präsiden der Distriktsynode eingesandt werden. Die Präsiden bilden die Verteilungskommission und versammeln sich als solche am 16. Juni unmittelbar nach Abschluß des Examens, um ihren wichtigen Auftrag auszuführen. J. S c h a l l e r.

Bauwatoja, Wis., den 27. Febr. 1910.

Kirchliche Nachrichten.

— Aus Jerusalem wird dem Londoner „Standard“ berichtet: „Die konstitutionelle Regierung der Türkei hat jetzt der Judenfrage gegenüber zu treten, wie nie zuvor. Obgleich die Zulassung von jüdischen Kolonisten aus Rußland, den Balkanstaaten, Österreich und Persien durch die konstitutionellen Prinzipien sanktioniert zu sein scheint, ist doch der Selbsterhaltungstrieb ein stärkerer Beweggrund als Gleichheit. Die Einwohner von Palästina beginnen den Grund zu erkennen, aus dem Rußland den Nachkommen Abrahams solche Intoleranz gezeigt hat. Tausende und Zehntausende von jüdischen Kolonisten sind bereits auf dem besten Land in Palästina angesiedelt. Mit Hilfe reicher Kapitalisten in Europa bauen sie sich schmucke Wohnungen und richten blühende Kolonien ein. Große Striche des Landes um den See Tiberias sind von armen Eingeborenen aufgekauft und in blühende Besitzungen verwandelt worden. Die Ebene von Saron zwischen Jaffa und Lydda ist ein großer Garten, der von jüdischer Geschicklichkeit und jüdischer Arbeit gepflegt wird. Der Hauran, einer der fruchtbarsten Weizen-distrikte der Welt, wird allmählich an jüdische Syndikate verkauft. Das Chor, das vor zwei Jahren Abdul Hamid gehörte, der mit jüdischen Kapitalisten über den Verkauf verhandelte, als er entthront wurde, bildet jetzt den Gegenstand von Unterhandlungen und wird bald in jüdischen Besitz übergehen. Wenn man sagt, Jaffa und Jerusalem sind jüdische Städte, so ist das nur die nackte Wahrheit. Städte wie Ramoth-Gilead, Bethlehem, Nazareth und Gaza, wo noch vor wenigen Jahren kein Jude sich zu zeigen wagte, haben jetzt ihre Judenviertel und Synagogen.“

Aus unsern Gemeinden.

In der letzten Nummer des Gemeindeblattes wurden unsere Christen erinnert, daß die Witwen- und Invalidenklasse unserer Synode leer sei und unsere bedürftigen Witwen und Pastoren auf ihre Pension warten müßten. Heute erhalte ich nun einen kurzen, aber inhaltschweren Brief, in dem wörtlich nur geschrieben stand: „Für Witwen und Waisen“, unterzeichnet mit den Buchstaben R. G. Nichts darüber, woher der Brief kam. Wer ist R. G.? Es muß ein Leser des Gemeindeblattes sein, dem die Not unserer Witwen und Invaliden zu Herzen gegangen ist, und der nach dem Worte des Heilandes: „Wenn du Almosen gibst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die Rechte tut“, diese schöne Gabe, ohne seinen Namen zu nennen, eingesandt hat. Wir kennen ihn nicht; aber Gott kennt ihn und wird's ihm vergelten öffentlich. Gebe Gott, daß recht viele dem Beispiele unseres R. G. folgen.

M. W ä b e n r o t h.

Kirchliche.

Der 6. Februar 1919 war für die ev.-luth. St. Johanesgemeinde zu Lannon, Wis., ein rechter Freudentag. Das war der Tag der Wiedereinweihung ihrer Kirche. Es wurden zwei Gottesdienste abgehalten. Vormittags predigte Herr Professor Köhler, und Nachmittags Herr Student Genjel von unserem Seminar zu Wauwatoja. — Vor 15 Jahren wurde die Kirche zu Lannon gebaut; jetzt durch einen Anbau vergrößert; durch Altar und Kanzel, in weiß und Gold, sowie durch neue Bänke, in „Light Oak“, und Ausmalung verschönert.

Altar und Bänke wurden von der Manitowoc Church Furniture Company bezogen, welche, für den Preis, nicht leicht übertroffen werden können.

Unsere Gemeinde ließ es sich angelegen sein, ein recht nettes Gotteshaus zu haben. Etwas über \$1000 kostete der Umbau. Auch die Jugend tat ihre Pflicht bei der Verschönerung. Für Carpet, Altar- und Kanzelbekleidung sowie Leuchter, Liedertafel und Dekoration und andere Kleinigkeiten sorgten die jungen Leute.

Die Dekoration wurde von dem Maler C. Eckhardt aus Milwaukee ausgeführt; sie ist einfach, aber nett und macht auf jeden einen erfreulichen und angenehmen Eindruck. Jeder lobt sie.

Möge denn unsere Kirche jetzt umsomehr dazu dienen, uns durch das darin gepredigte Gottes Wort dem Herrn angenehm zu machen!

W. G. N.

Die St. Jakobsgemeinde in Cambridge, Dane Co., Wis., welche vor 14 Jahren von dem nunmehr in Gott ruhenden Pastor J. G. Weiger gegründet, von 1896 bis 1908 von Pastor Hermann Gieschen und seit Herbst 1908 von dessen Nachfolger, Pastor W. Parisius, von Lake Mills aus bedient wurde, beschloß kürzlich, einen eigenen Pastor zu berufen. Die Gemeinde zählt 49 Mitglieder, besitzt eine schuldenfreie Kirche und geht jetzt mit dem Plane um, ein Pfarrhaus zu erwerben.

Der treue Gott erhalte das rührige Gemeindlein durch sein Wort und Sakrament im rechten Eifer zu seines Namens Ehre und zum Heile vieler unsterblicher Seelen.

Silbernes Ehejubiläum.

Könnte das Gemeindeblatt erst kürzlich von einem goldenen Ehejubiläum berichten, so bringt es uns nun heute die Nachricht von einem silbernen Ehejubiläum. Dieses durfte am 10. Febr. 1910 Herr Pastor Theo. Hartwig und seine Gattin feiern. Ganz in der Stille hatte Herr C. Zahn mit den übrigen Vorstehern der St. Paulsgemeinde in Nauvart Vorbereitungen zu dieser Feier getroffen und den Unterzeichneten gebeten, die Festrede zu halten. Da es der Wunsch der Gemeinde war, dieses Fest ausschließlich im engeren Kreise zu feiern, so wurde denn auch davon abgesehen, die Amtsbrüder des Jubilars zu demselben einzula-

Geschenkwerte für Konfirmation und Ostern

Zu beziehen von

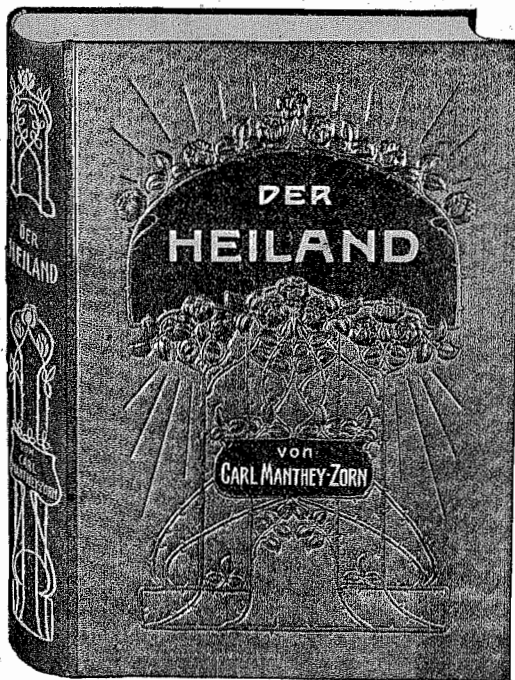
Northwestern Publishing House,

347—3. St., Milwaukee

Der Heiland.

Das Bild Jesu Christi den vier Evangelien nacherzählt
von Carl Manthey-Zorn.

Zweite Auflage.



Ein Volksbuch und Prachtwerk zugleich. Groß-
Oktav Format. 418 Textseiten, 60 vollseitige Illustrati-
onen, 27 Textillustrationen, 1 Karte von Palästina und
1 Zeittafel.

Passendes Geschenkwerk für alle Gelegenheiten.

Neuerst geschmackvoller und dauerhafter Einband.

Trotz der reichhaltigen Ausstattung haben wir den Preis
auf nur \$2.00 festgesetzt.

Sodann bringen wir dieses Werk in hochfeinem Leder-
einband mit Goldschnitt zum Preise von \$4.

Diese Prachtausgabe empfehlen wir besonders als Geschenkwerk.

Sieben erschienen:

„Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld.“

Zwei Reihen Passionspredigten

von Dr. Adolf Höncke.

Aus seinem Nachlaß gesammelt von Walter und Otto Höncke.

Preis: Einzelu 75c, im Duk. 50c.



Kleine Ausgabe.

Goldschnitt.

30 Cents.

Christliches

Vergißmeinnicht.

Gedenkbüchlein in
Spruch und Lied für all
Tage.

Mittel-Ausgabe mit 12
Illustrationen.

Goldschnitt.

Preis: Einzelu 50 Cts.



FORGET-ME-NOT.

Scripture Passages and Hymns for every day in the year,
nicely printed on one page, whilst the opposite page
is blank for notices etc.

Price, Single copy 50 Cents.

Smaller size, Price, Single copy 35 Cents.



Christliches Gedenkbuch.

Das prächtigste Geschenk
für alle Gelegenheiten!

Gedenkbuch für das christliche
Haus.

Ein Vergißmeinnicht in Spruch
und Lied für alle Tage des Jah-
res. Mit 12 sehr feinen Bildern
in Chromolithographie.

Preis nur \$1.